

# Kritisch-ironische Blick auf eigene Zunft

Charakterköpfe: Studie über gesellschaftliche Klischees von Wissenschaft

«Gesichter der Wissenschaft» handelt von gesellschaftlichen Klischees und will als wissenschaftliche Publikation zugleich alles Klischeehafte vermeiden. Das beginnt beim Alter der Autoren: Sie sind trotz ihrer »Jugend« (keiner ist 40 plus) schon Mitglieder einer altherwürdigen Institution. An der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, den beiden ältesten deutschen Wissenschaftsakademien, war im Jahr 2000 »Die Junge Akademie« ins Leben gerufen worden. 50 Nachwuchswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen sollten fachübergreifend auf Entdeckungsreise gehen und sich »an den

mit künstlerischen Mitteln antwortet. Seine 19 plastischen Porträts – »Die Dekane« genannt – sind visuelle Annäherungen an die Akteure in der Wissenschaft. Frauen sind unter den Spitzenforschern nicht zu finden, dafür aber viele ältere Herren: so der Genetiker Wolfram Song, der auf »DNA-Reparatur bei Hefe« spezialisiert ist, oder der Neurowissenschaftler Franz von Ubbenhorst, der sich gut in der »Dysregulation zentraler Regulation« auskennt. Bei allen – so scheint es – korreliert die Tiefe der Gesichtszüge mit der Wichtigkeit der Disziplin, die sie ausüben: Während der eine die Welt aus einem hohlwangigen Profil mit hoher Stirn erkundet, tut dies der andere – bei gleich bleibend prominenter Stirnpartie – eher rundgesichtig und knubbelnasig. Die plastisch modellierten und fotografisch kunstvoll in Szene gesetzten Charakterköpfe sind humorvoll-satirische Kommentare zu einem ebenso verbreiteten wie hartnäckigen Bild von Wissenschaft. Es erscheint, dies macht Lixenfelds »künstlerische Studie« nur allzu deutlich, ebenso antiquiert wie seine angeblichen Repräsentanten, die weltfremden Stubengelehrten.

Auf eher konventionelle Weise beschäftigt sich die Psychologin Alexandra M. Freund in einer »kleinen empirischen Studie« mit dem »Bild von Wissenschaftlern in der Öffentlichkeit«. 200 Erwachsene zwischen 18 und 78 Jahren wurden danach befragt, wie sie sich den typischen Wissenschaftler vorstellen. Wenig überrascht, dass Naturwissenschaftler hinsichtlich ihrer »Respektabilität« besser abschneiden als Geisteswissenschaftler. Letztere gelten zusammen mit den Sozialwissenschaftlern als vergleichsweise »arrogant, verrückt und emotional«. Besonders schwer haben es die Philosophen, die sich die wenigsten zum Schwiegersohn wünschten (die so genannte »Prestigefrage«), während die Physiker, Mathematiker und Ökologen hier die größten Chancen hätten. Tröstlich ist da nur, dass Rechts- und Erziehungswissenschaftler und sogar Soziologen und Psychologen eine

recht hohe Bewertung bei der Frage erhielten, in welchem Maße sie aktiv in die Politikberatung einbezogen werden sollten.

Die dritte Säule des Buchs besteht in den Auskünften unterschiedlicher Fachvertreter über Selbstinszenierungen ihrer jeweiligen Disziplin. Der Biologe Martin Korte berichtet vom alltäglichen Wahnsinn des alljährlichen »Neuroscience meeting«, dessen bis zu 30 000 Teilnehmer die logistischen Kapazitäten selbst größerer Kongresszentren in den USA sprengen. Die Philosophin Eva-Maria Engelen verfasst das Drehbuch für einen Krimi, bei dem der Mörder einmal nicht der Gärtner, sondern der Philosophieprofessor ist; während die Chemikerin Katharina Landfester zur Charakterisierung eines typischen Vertreters ihrer Zunft nicht nur Doktoranden, Assistenten und Industrievertreter zu Wort kommen lässt, sondern auch die über ihren unberechenbaren Workaholic-Gatten ziemlich resignierte Ehefrau.

Eine originelle Selbstauskunft stammt vom Mitherausgeber und Rechtshistoriker Rainer Maria Kiesow, der den 31. Deutschen Rechtshistorikertag mit Fotos seiner Teilnehmer illustriert. Die meisten werden von der Seiten- oder Rückansicht gezeigt, so dass man nur die männliche Denkerstirn und den – oft kahlen – Hinterkopf erkennt.

Wie die Herausgeberin Eva-Maria Engelen im Vorwort erklärt, war es den Jung-Akademiestützern frei gestellt, wie sie einen »würdigen Vertreter« ihres Fachs inszenierten. Herausgekommen ist ein heterogenes und zugleich selbstironisches Buch: halb Bild-, halb Sammelband vereint es ungleiche Textsorten und vielfältige Darstellungsformen. Man spürt den Spieltrieb der Autoren, ihr Bedürfnis, aus dem drückenden Korsett wissenschaftlicher Beweisführung und Karriereverläufe einmal auszuschrecken. Und wie nebenbei wird deutlich, dass die Kommunikation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft nicht immer gelingt, dass es dabei manchmal zu grotesk anmutenden Störungen kommt. ♦

Eva-Maria Engelen, Rainer Maria Kiesow (Hrsg.)  
**Gesichter der Wissenschaft. Eine Studie über gesellschaftliche Klischees von Wissenschaft**  
 Berliner Wissenschaftsverlag, Berlin 2005, ISBN 3-8305-1014-4, 127 Seiten, 24,80 Euro.



Schnittstellen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft« engagieren. Die AG »Repräsentation«, die Fragen der aktuellen Inszenierung von Wissen nachging, legt nun eine »Studie über gesellschaftliche Klischees von Wissenschaft« vor.

Wer den üblichen Sammelband mit Einleitung, Fußnoten und Bibliographie erwartet, kommt nicht auf seine Kosten. Schon die aufwändige Aufmachung unterscheidet sich von der herkömmlichen Präsentation wissenschaftlicher Ergebnisse. Ein in Schwarz, Weiß und intensivem Pink gehaltener Einband lädt zum Blättern ein, das Papier ist edel, der Druck hochwertig und die Schrift neu erfunden. Sie stammt ebenso wie die schönen Schwarz-Weiß-Abbildungen im Inneren von dem Frankfurter Grafiker Elmar Lixenfeld, der auf die Frage, wie sich Wissen heute inszeniert,

Die Autorin  
**Dr. Gudrun Jäger**  
 ist Literaturwissenschaftlerin und Lehrbeauftragte des Instituts für Deutsche Sprache und Literatur II.

# Der »Heidi-loves-you-shop« lag in der Bockenheimer ...

Vom alten zum neuen Literaturhaus:  
Ein Wegweiser für literarische Spaziergänge durch Frankfurt

In einem Keller neben dem Hotel Palmenhof befand sich im Sommer 1968 das Frankfurter Hippiezentrum, der nach der Freundin des Gründers »Pidschi« Hübsch (seit seinem Übertritt zum Islam: Hada-yatullah Hübsch) benannte »Heidi-loves-you-shop«. Als die Hippie-truppe einmal nach einer Acid-Nacht im Grüneburgpark spontan beschloss, im Café Laumer zu frühstücken, rückte die Polizei an und nahm den »Jungdichter Hübsch« mit. Gegen die polizeiliche Räumung des Shops mit angeschlossenen »Törn-Verlag« im Herbst 1968 protestierte auf der Buchmesse umgehend die junge linke Autorengeneration von Guntram Vesper bis Rolf Dieter Brinkmann. Apropos Café Laumer: Hier traf sich bis 1933 das »Kränzchen« des Instituts für Sozialforschung, und nach dem Krieg dozierte Adorno im Laumer im Anschluss an seine Seminare noch ein bisschen weiter. Und in Räumen des heutigen Hotels Palmenhof wohnte 1921 bis 1924 ein Schüler namens Elias Canetti, der seine Frankfurter Eindrücke jener Jahre in der Autobiografie »Fackel im Ohr« beschrieben hat.

Manchmal trennen nur ein paar Hausnummern die Erinnerungsorte der Literatur-, Zeit- und Kulturgeschichte. Reichhaltige Anregungen, um dieses Terrain eines »geistigen« Frankfurts flanierend nachvollziehen zu können, bietet der Band »Frankfurt. Literarische Spaziergänge«, der zum Umzug des Frankfurter Literaturhauses von der Bockenheimer Landstraße in die rekonstruierte Stadtbibliothek an der Schönen Aussicht von Maria Gazzetti herausgegeben wurde. In einem ausführlichen Essay im ersten Teil des Buchs folgt Renate Chojewitz Häfner den Spuren der Literatur vornehmlich des 20. Jahrhunderts in Frankfurt. Ob es da um die Zusammenfassung der Börneplatz-Diskussion oder einen Abriss der Geschichte der Buchmesse geht, um Schriftstelleradressen oder Anekdoten, man möchte nach- und

weiterlesen – und sofort spazieren gehen.

Dass Frankfurt für mehr steht als DAX und Deutsche Bank, daran erinnert den Leser auch der zweite Teil des Buchs, eine Reihe von Texten Frankfurter Autoren, die mit ihren Texten möglichst eine West-Ost-Achse quer durch die Stadt, vom alten zum neuen Literaturhaus, ziehen sollten. Dieser Route sind sie mal mehr, mal weniger gefolgt. Elegant und glänzend entzieht sich ihr Wilhelm Genazino, der mit dem Leser in einen Supermarkt einkaufen geht, was sich jedoch nicht als spezifisch frankfurterisches, sondern als bundesrepublikanisches ästhetisches Abenteuer entpuppt. Peter Kurzeck lässt uns an seinem Autorenalltag im herbstlichen Westend teilnehmen und bringt seine Tochter in den Kindergarten, während Najwa Barakat versucht, Frankfurt mit poetischen Bildern beizukommen. Jamal Tuschik wiederum nimmt uns in seine Absturzsphäre Ostend mit, muss sich allerdings, was den Topos vom versifften Trinkhallen-Frankfurt betrifft, mit dem seligen Jörg Fauser messen lassen, der diesem Frankfurt die klassische Form gegeben hat.

Über die autobiografische Bewältigung ihrer urbanen Umwelt hinaus weisen die Texte von Martin Mosebach und Robert Gernhardt, die zu Juwelen der Literatur über die Stadt gerechnet werden dürfen. Gernhardt erzählt vor dem Hintergrund der Lebens- und Arbeitsstationen der NFS, der Neuen Frankfurter Schule, die Geschichte der Satire in Frankfurt, die eigentlich die der Bundesrepublik ist. Ganz nebenbei erfährt der Leser auch, wer denn jener ominöse Hans Mentz war, dessen Name die »Humorkritik« in der Zeitschrift Titanic zierte, eine Rubrik, die Generationen von Lesern zu einem tieferen Satireverständnis erzogen hat: Die NFS trank weiland beim Wirt Hans Mentz in den Zille-Stuben ihr Bier.

Martin Mosebach nimmt den Leser in seinem »Spaziergang zum Portikus« auf einen Gang durch Frankfurt mit, bei dem er sehr genau hinsieht und sich dabei souverän seines historischen Wissens bedient. Das Ergebnis ist ein sarkastischer Kommentar über Frankfurt – ein Bild zwischen Liebe und Wut. So sein Blick über die »DDR-Trasse« der Kurt-Schuhmacher-Straße in Richtung des Dominikanerklo-



Maria Gazzetti (Hrsg.)  
**Frankfurt. Literarische Spaziergänge**  
S. Fischer Verlag, Frankfurt 2005, ISBN 3-596-16935-6, 207 Seiten, 9,95 Euro.

ters: »Immerhin ragt da noch ein gotischer Chor in die Sichtachse des Grauens, die Dominikanerkirche, wo einst Werke von Dürer und Cranach aufbewahrt wurden und der Meister Eckhardt Prior war. In Frankfurt haben solche Hinweise auf die Vergangenheit etwas geradezu Surrealistisches. Selten wird man Orte finden, deren Boden so perfekt undurchlässig für die Vergangenheit versiegelt ist, dass selbst in die erhaltenen Reste früherer Zeiten nichts mehr vom Atem und Saft des alten Grundes aufsteigen kann.«

In ihrem Nachwort spricht die Herausgeberin Maria Gazzetti, Leiterin des Literaturhauses, zu Recht von einem wertvollen Handbuch für die historisch-literarische Tradition der Stadt Frankfurt im 20. Jahrhundert. Dabei weist aber gerade dieser Band in seiner Kürze darauf hin, wie wichtig und lohnenswert es wäre, das literarische Frankfurt der Moderne noch detaillierter zu erkunden, zumal die intellektuelle Geschichte des Westends. ◆

Der Autor

**Oliver M. Piecha** hat über den Frankfurter Schriftsteller Alfons Paquet promoviert. 2005 erschien von ihm eine Studie über die Frankfurter Unterhaltungskultur in der Weimarer Republik, »Roaring Frankfurt. Mit Siegfried Kracauer ins Schumann-theater«.

# Machtpoker am Main: »Der Braune Magistrat«

Studie zur Kommunalpolitik während des Nationalsozialismus

Es ist ein Verdienst der Regional- und der Stadtgeschichte, das anschaulich zu machen, was in historischen Handbüchern zu griffigen Schlagworten und Phrasen geronnen ist. Und nicht nur das: Viele der welt- und nationalgeschichtlichen Tatsachen, die uns ganz allgemein geläufig und plausibel zu sein scheinen, stellen sich bei genauerer Betrachtung als wesentlich komplexer und komplizierter dar als ursprünglich angenommen.

wurden. Der soziographische Hintergrund der Amtsträger wird dabei ebenso beleuchtet wie das Gerangel zwischen Parteistellen und staatlichen Institutionen.

Bereits bei der Auswahl der sogenannten »Ratsherren«, die letztlich über keinerlei Entscheidungskompetenzen verfügten, wird deutlich, von welchem Antagonismus die Frankfurter Personal- und Kommunalpolitik nachhaltig bestimmt wurden: Von Bedeutung für die Auswahl waren nicht allein eine antidemokratische und antisemitische Einstellung der Kandidaten und eine vergleichsweise niedrige NSDAP-Mitgliedsnummer, sondern auch und vor allem die Sympathie des Gauleiters Jakob Sprenger, der in seiner Funktion als Bevollmächtigter der Partei den Handlungsspielraum des ebenfalls nationalsozialistischen Oberbürgermeisters Friedrich Krebs je nach Belieben einschränken konnte.

Gefangen in der Zwickmühle zwischen der eigenen Parteimitgliedschaft und der Wahrnehmung städtischer Interessen wurde Oberbürgermeister Krebs wiederholt zum Verteidiger städtischer Positionen gegen Ein- und Übergriffe der Parteibehörden. Dass sich bei den nur teilweise neu ernannten haupt- und ehrenamtlichen Stadträten neben überzeugten Antisemiten und Rassisten auch Amtsträger aus der Weimarer Zeit mit einem nicht sonderlich nationalistisch geprägten Hintergrund behaupten konnten, war bei der Umsetzung der nationalsozialistischen Politik allerdings im besten Falle ein Hemmschuh.

Dies wird im zweiten Teil des Buchs deutlich, in dem sich Tüffers mit der praktischen Arbeit der Frankfurter Stadtverwaltung beschäftigt und nachzeichnet, wie die jüdische Bevölkerung von den städtischen Mandatsträgern diffamiert und ausgegrenzt wurde. Als es nach der »Reichskristallnacht« im November 1938 um die Frage ging, ob jüdische Bürger städtische Verkehrsmittel benutzen dürften, erteilte sich einer der Ratsherren mit fol-

gender Bemerkung: »Wir haben Hundeabteile, warum sollten wir nicht auch Judenabteile einrichten können?« Es wurden daraufhin von verschiedenen Abteilungen der Stadtverwaltung Vorschläge unterbreitet, um den Juden die Nutzung völlig zu verbieten oder ihre Platzwahl deutlich einzuschränken. Das Verkehrs- und Wirtschaftsamt wies darauf hin, dass für jegliche Eingriffe bislang die gesetzliche Grundlage fehle, und ergänzte, es sei auch deshalb nicht möglich, eine solche Maßnahme zu treffen, »weil wir bei den heutigen schwierigen Verhältnissen nur mit Mühe und Not den Verkehr einigermaßen bewältigen können und ein Ausschluß der Juden zu Schwierigkeiten und Verzögerungen in der Abfertigung führen würde.«

Doch in den folgenden Jahren leisteten die städtischen Beamten immer weniger Widerstand; der NSDAP-Kreisleiter unterstützte den Antrag der Ratsherren im Sommer 1941 nachdrücklich mit der Forderung, dass die Frankfurter Stadtverwaltung sich einer endgültigen Klärung der Frage nicht länger verschließen könne, »da sich inzwischen ganz Europa gegen den jüdischen Weltfeind« erhoben habe. Die Stadtverwaltung leistete vorseilenden Gehorsam, und fortan durften Juden bei großem Andrang nur dann noch die öffentlichen Verkehrsmittel nutzen, wenn alle »arischen« Personen Platz gefunden hatten. Auch bei den Sitzplätzen hatten die nichtjüdischen Frankfurter unbedingten Vorrang. Es mag als typisch für die Frankfurter Kommunalpolitik gelten, dass diese Regelung nur wenige Wochen vor Erlass einer entsprechenden reichseinheitlichen Anordnung erfolgte.

Die Autorin

**Dr. Jutta Heibel** ist Historikerin und arbeitet gegenwärtig als Datenbankredakteurin bei den Wertpapier-Mitteilungen (WM-Datenservice).

Bettina Tüffers  
**Der Braune Magistrat. Personalstruktur und Machtverhältnisse in der Frankfurter Stadtregierung 1933 – 1945**

Studien zur Frankfurter Geschichte, Band 54 (Hrsg. Dieter Reben-tisch), Waldemar Kramer Verlag 2004, ISBN 3-7829-0558-X, 368 Seiten, 34,80 Euro.



Dies verdeutlicht auch die 2004 beim Waldemar Kramer Verlag veröffentlichte Dissertation der Frankfurter Historikerin Bettina Tüffers »Der Braune Magistrat – Personalstruktur und Machtverhältnisse in der Frankfurter Stadtregierung 1933 – 1945«, die den viel zitierten Gegensatz zwischen Partei und Staat am Beispiel der Mainmetropole fassbar macht. Sie illustriert überaus anschaulich die Kontroversen zwischen den verschiedenen regionalen und kommunalen Verwaltungsgremien einerseits und den auf gleicher Ebene angesiedelten Funktionsträgern der NSDAP andererseits.

Als Schwerpunkt ihrer Studie beleuchtet Bettina Tüffers, wie die städtischen Ämter nach der nationalsozialistischen Machtübernahme umstrukturiert und neu besetzt

# Die Neandertaler – animalische Muskelprotze oder mitfühlende Zeitgenossen?

Die ersten Europäer wurden von modernen Menschen verdrängt

**C**ogito ergo sum – ich denke, also bin ich. Gedacht haben die Neandertaler gewiss – insofern hat nie jemand gelehrt, dass sie zur Gattung der Hominiden gehören. Die Frage, die sich Forscher seit der Entdeckung der steinzeitlichen Überreste im Jahr 1856 im idyllischen Tal der Düssel in der Nähe von Mettmann lange stellten, war jedoch, ob sie zu unseren direkten Vorfahren gehören oder eher zu einer weniger erfolgreichen Variante auf dem Weg zur Menschwerdung? Die Antwort darauf ist inzwischen gefunden. Die Neandertaler haben sich aus dem *Homo heidelbergensis* entwickelt, der europäischen Variante des Frühmenschen *Homo erectus*. Der moderne Mensch hingegen hat seine Wurzeln in Afrika.

Was wissen wir heute über den Neandertaler? Die Frankfurter Paläoanthropologen Friedemann Schrenk und Stephanie Müller vom Forschungsinstitut Senckenberg geben in ihrem Buch »Die Neandertaler« einen knappen, sachlichen und vor allem verständlichen Überblick über die Geschichte unserer vermeintlichen Vorfahren. Sie berichten nicht nur über die Funde im Neandertal, das nach dem im 17. Jahrhundert lebenden Dichter und Komponisten zahlreicher Kirchenlieder, Joachim Neander, benannt wurde. Sie widmen sich auch den Vorfahren des Neandertalers und des modernen Menschen.

Ihr Augenmerk liegt auf dem genetischen Vergleich, der Anatomie, dem Verhalten und der Lebensweise der Frühmenschen. Neben der Morphologie der Funde – also ihrem Aussehen und Alter – beleuchten sie insbesondere auch die geografische Lage fossiler Funde. Denn diese Biogeografie liefert wissenschaftliche Interpretationen, die die Veränderungen des regionalen Lebensraums berücksichtigen. So besiedelten die Neandertaler für die Dauer von mindestens 100 000 Jahren als erste Menschen sehr gezielt das unwirtliche eiszeitliche Europa. In dieser Zeit haben sie eine ganz eigenständige Lebensweise und

Kultur entwickelt und erfanden und nutzten Werkzeugtechniken, die sie diesen beachtlich langen Zeitraum überleben ließen. Erst das Zusammentreffen mit *Homo sapiens* führte – nachdem sie rund 50 000 Jahre nebeneinander gelebt hatten – vor etwa 30 000 Jahren zu ihrem spurlosen Verschwinden. Ein für uns moderne Menschen durchaus erschreckender Befund.

Nicht zuletzt widmen sich die Autoren der öffentlichen Meinung, der Rezeptionsgeschichte der Funde – also dem sich wandelnden Bild des Neandertalers in der Öffentlichkeit. Die Autoren sehen sich als Mittler zwischen Forschung und Öffentlichkeit. Sie wollen mit ihrem Buch auch der Verpflichtung nachkommen, unseren Kenntnisstand vom Erbe der Menschheitsgeschichte in allgemein verständlicher Form zu verbreiten. Denn das Bild, das wir uns von unseren Vorfahren machen, ist immer auch ein Spiegelbild unserer eigenen Zeit. Der Neandertaler ist hierfür das beste Beispiel.

Seit dem Fund vor genau 150 Jahren mussten die Wissenschaftler schon mit vielen Vorurteilen über die Neandertaler aufräumen. So mit demjenigen der Keulen schwingenden Primitivlinge. Die Neandertaler waren vielmehr eine eigenständige Menschenart, die sich in ganz spezieller Weise den besonderen Bedingungen des eiszeitlichen Europas angepasst hatte. So konnten diese ersten Europäer Feuer machen, waren geschickte Großwildjäger, die ihre Beute mit Speeren erlegten, und sie waren sozial organisiert. Sie besaßen Kleider und Schmuck und haben – gelegentlich – ihre Toten bestattet. Kulturell waren sich die Neandertaler und der aus Afrika stammende moderne Mensch also durchaus ähnlich.

Warum sie dennoch vom modernen Menschen verdrängt wurden, darauf wissen auch Schrenk und Müller keine endgültige Antwort. Sicher sind sie sich jedoch, dass es nichts mit mangelnder Intelligenz zu tun hatte. Eher mit der

Fortpflanzungsrate. Denn bei einer angenommenen Population von 10 000 müssten pro Jahr nur zwei Neandertaler mehr gestorben sein als geboren wurden, um die Art innerhalb recht kurzer Zeit aussterben zu lassen.



Friedemann Schrenk und Stephanie Müller  
**Die Neandertaler**  
Verlag C. H. Beck,  
September 2005,  
ISBN  
3-406-50873-1,  
128 Seiten,  
7,90 Euro.

Auch wenn anlässlich des 150-jährigen Jubiläums der Entdeckung des Neandertalers zahlreiche Publikationen zum Thema auf den Markt kommen, ist gerade dieses Buch aus der Beckschen Reihe »Wissen« wegen seiner klaren und verständlichen Sprache und seinen zahlreichen Abbildungen besonders lesenswert, wenn man sich einen kurzen, fundierten Überblick über die Welt dieser Frühmenschen verschaffen will.

Vor allem ist es aber auch ein Plädoyer »für die gegenseitige Akzeptanz und Toleranz zwischen Menschen, seien sie fossil oder rezent und stammen sie aus Afrika, Europa oder einem anderen Erdteil«. Denn schließlich – so die Autoren – gehört es zur Existenzbedingung unserer Spezies, dass die Menschen auf den verschiedenen Kontinenten in einer wechselseitigen Abhängigkeit leben. ♦

Die Autorin

**Dr. Beate Meichsner** ist promovierte Chemikerin und arbeitet als freie Wissenschaftsjournalistin. Sie lebt mit ihrer Familie in der Nähe von Frankfurt.

# Konnten die Römer mit ihren Zahlen eigentlich multiplizieren?

Auf Entdeckungsreise mit 111 Fragen und Antworten

Der Dampfer sticht in See, wir stehen da wie die Ölgötzen, haben eine Zeitungsenne entdeckt oder schieben unangenehme Dinge gerne auf die lange Bank. Diese Ausdrücke gehören zu unserem Alltag, wir benutzen sie, ohne viel darüber nachzudenken. Aber spannend wäre es schon, zu erfahren, woher sie eigentlich stammen. Was es mit »der langen Bank« auf sich hat, wollte eine Hörerin des Hessischen Rundfunks wissen, ein Autor hat bei der Gesellschaft für Deutsche Sprache recherchiert und die folgende Geschichte herausgefunden:

hatte die ebenso einfache wie spannende Idee: Fragen von Hörern aus Natur und Technik, Kulturgeschichte, Politik und Wirtschaft kompetent beantworten zu lassen. Seit sechs Jahren machen sich Autoren und Autorinnen bei Experten aller wissenschaftlichen Disziplinen kundig, recherchieren in Dokumenten und Nachschlagewerken. Wissenschaftler der Johann Wolfgang Goethe-Universität werden dabei gern und häufig als verlässliche Informationsquelle angefragt: So klärte zum Beispiel der Germanistik-Professor Ernst Erich Metzner die Frage, warum die Sachsen und andere Mitteleuropäer ihre schönen Landschaften als »Schweiz« bezeichnen. Ausgangspunkt für diesen Etikettenschwindel war die Reiselust der Menschen im 18. und 19. Jahrhundert. Und entdeckte man anderswo wieder, was man im Alpenland besonders romantisch gefunden hatte – etwa die Felsen und die Burgen, Wasserfälle oder Seen – übertrug man den Namen der Schweiz auf diese Landschaften. Und noch heute wirbt die Fremdenverkehrsbranche allerorten – sogar in Sibirien und Afrika – mit diesem Etikett. Mit dem Bach aus dem Taunus, mit Weinbergen, Mühlen und rundherum Feldern und Äckern findet sich selbst am Untermain bei Flörsheim eine kleine Schweiz.

Recherche-Ergebnisse sind nicht nur wissenschaftlich interessant, sie sind häufig unterhaltsam und manchmal auch verblüffend. Denn: wer weiß beispielsweise, ob eigentlich die alten Römer mit ihren langen Zahlenfolgen nicht nur addieren und subtrahieren, sondern auch multiplizieren und dividieren konnten? Auch der Experte, der Gießener Mathematikprofessor Albrecht Beutelspacher, weiß es nicht hundertprozentig. Seine Vermutung: der Abakus, die gängige Rechenhilfe der Antike, eignete sich kaum zum Malnehmen oder Teilen. Die Römer behielten sich wahrscheinlich mit Addieren und Verdoppeln: Wer mit acht multiplizieren wollte, addierte diese Zahl zu

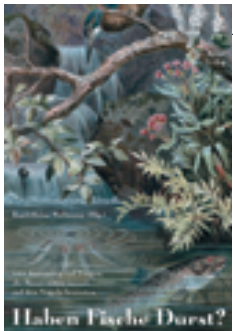
sich selbst und verdoppelte noch zweimal. So brauchten die alten Römer nur drei Additionen, um mit acht malzunehmen.

Auch nach sechs Jahren ist die »hr1-Entdeckungsreise« eine Erfolgsgeschichte – mehr als 1000 Fragen wurden seither gestellt. Grund genug für Karl-Heinz Wellmann, die überraschendsten Geschichten auszuwählen, zu überarbeiten und in Buchform herauszugeben. Fragen wie: Woher kommt die Zahlenkombination 08/15? Wie groß ist ein Quantensprung? Wo stand Hempels Sofa? Warum schimmern Gewässer im Hochgebirge so intensiv türkis? Und warum täuscht man andere mit dem berühmten »Trick 17«? sind dabei nur eine kleine Auswahl.

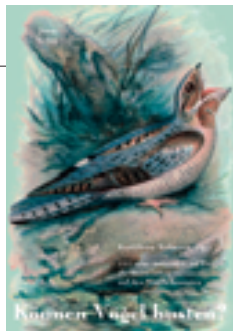
»111 Fragen und Antworten, die Ihnen schon immer auf den Nägeln brannten« enthielt schon der erste Band »Haben Fische Durst?« – er wurde bereits mehr als 10 000-mal verkauft. Die Texte sind meist eine knappe Buchseite lang, präzise und knapp formuliert und – so allgemeinverständlich geschrieben, dass sie auch für Jugendliche und ebenso für den Unterricht zu empfehlen sind. Inzwischen ist der Nachfolgeband »Können Vögel husten?« erschienen. Übrigens: Vögel können tatsächlich nicht husten – sie haben kein Zwerchfell, das besitzen nur hoch entwickelte Säugetiere. Allerdings, weiß Professor Erhard Kaleta von der Klinik für Vögel, Reptilien, Amphibien und Fische an der Universität Gießen, haben auch Vögel gelegentlich eine verunreinigte Luftröhre und ziehen dann ihre Bauchwand ruckartig zusammen. Mit Hilfe kleiner Härchen auf der Oberfläche der Luftröhre können sie dann auch kleinere Teile hinaus befördern. Ob allerdings Fische Durst haben, wird an dieser Stelle nicht verraten – das liest man am besten selbst nach. ♦

Die Autorin

**Brigitte Bosing** ist Diplom-Pädagogin und arbeitet als freie Autorin und Redakteurin für Print und Hörfunk in Frankfurt.



Karl-Heinz Wellmann (Hrsg.)  
**Haben Fische Durst?**  
**111 Antworten auf Fragen, die Ihnen schon immer auf den Nägeln brannten**  
Jonas-Verlag, Marburg 2003,  
ISBN 3894453168 ,  
128 Seiten, 10 Euro.



Karl-Heinz Wellmann (Hrsg.)  
**Können Vögel husten?**  
**111 neue Antworten auf Fragen, die Ihnen schon immer auf den Nägeln brannten**

Das zweite Buch zur »Entdeckungsreise« in hr 1, Jonas Verlag, Marburg 2005, ISBN 389445346X,  
120 Seiten, 10 Euro.

den: Die lange Bank hat es tatsächlich vor mehr als 400 Jahren gegeben. Sie war der Vorläufer unserer heutigen Aktenschränke. Sie ähnelte eher einer länglichen Truhe und stand in den Amtsstuben der deutschen Gerichte. Dort wurden all die Gerichtsakten aufbewahrt, die nicht sofort bearbeitet werden mussten. Nur was direkt auf dem Richtertisch landete, wurde gleich erledigt.

Zu hören – und inzwischen auch nachzulesen – war diese Geschichte in der Reihe »Entdeckungsreise« im 1. Hörfunk-Programm des Hessischen Rundfunks. Dr. Karl-Heinz Wellmann, Naturwissenschaftler und HR-Wissenschaftsredakteur,

# Green Chemistry

Ein spannendes Thema für den Unterricht

Chemie ist Leben« – so lautet zumindest ein Slogan der chemischen Großindustrie. Und tatsächlich, fast alle Dinge, die uns umgeben – und unsere Lebensqualität entscheidend verbessern – sind in ihrer Entstehung an chemische Vorgänge geknüpft. Vieles von dem, was uns selbstverständlich erscheint, ist erst durch die moderne chemische Forschung möglich geworden. Trotz allem gilt Chemie in unserer Gesellschaft allgemein als gefährlich beziehungsweise ungesund. Der Begriff »Chemie« wird fast immer mit negativen Dingen, wie Schadstoffen und Schwermetallen assoziiert. Dabei arbeiten besonders Chemiker intensiv daran, den Zustand unserer Umwelt zumindest nicht weiter zu verschlechtern. »Green Chemistry« oder die »grüne« (nachhaltige) Chemie ist ein neuer Forschungszweig, der sich speziell der Erschließung von Abfall vermeidenden, Material und Energie sparenden, kostengünstigen industriellen Prozessen widmet.

Das vorliegende Buch stützt sich auf Material der chemischen Gesellschaften Deutschlands, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten. Bearbeitet wurde dieses unter anderem von Prof. Hans Joachim Bader (Universität Frankfurt) und Prof. Müfit Bahadır (TU Braunschweig). Bader ist unter den deutschen Chemie-Didaktikern sicherlich derjenige, der sich in den vergangenen Jahren am intensivsten mit der Aufarbeitung von ökologischen Themen, wie zum Beispiel nachwachsenden Rohstoffen für den Chemieunterricht, auseinandergesetzt hat. Bahadır ist Professor für Ökologische Chemie und Abfallanalytik und gilt als Experte auf dem Gebiet der toxischen Schadstoffe und umwelthygienischen Untersuchungen von Recyclingprodukten.

Die Grundideen von »Green Chemistry« werden im Einführungskapitel vorgestellt: Einsatz von nicht-toxischen Ausgangsmaterialien, Verwendung erneuerbarer Ressourcen, Vermeidung von Neben- und Abfallprodukten und Verminderung des Energiebedarfs.

In den einzelnen Kapiteln werden diese Grundideen aufgegriffen und mit gelungenen Praxisbeispielen untermauert. Insgesamt zeichnet sich das Buch durch eine große inhaltliche Spannweite aus. Neben den eher theoretisch ausgelegten, aber dennoch anregenden Artikeln, wie beispielsweise zum Denken in Struktur-Wirkungs-Beziehungen oder zur Rückstandsanalytik von Pflanzenschutzmitteln, werden auch praktische Beispiele zur direkten Umsetzung im schulischen Chemieunterricht gegeben. Daher eignet sich das Arbeiten mit diesem Buch auch für Chemielehrer. Aus didaktischen Gesichtspunkten bieten sich besonders die Kapitel zum Biodiesel, zu den Kunststoffen aus nachwachsenden Rohstoffen und den spannenden Ausführungen rund um die Mikrowellen-Chemie zur Vertiefung im Chemieunterricht an. Neben prägnanten Fachinformationen werden hier auch zahlreiche detaillierte Beschreibungen von Schülerexperimenten dargestellt.

Die Implementierung von »Green Chemistry« in das Schulfach Chemie wäre ein wichtiger Schritt in Richtung eines zeitgemäß ausgelegten Chemieunterrichts. So zeigt sich doch immer wieder, dass die Unbeliebtheit des Schulfachs Chemie besonders durch die häufig zu abstrakten Themen bereits zu Beginn des Chemieunterrichts hervergerufen wird. Unverständlichkeit und ein fehlender Bezug zur direkten Umwelt führen zu einer ablehnenden Haltung der Schüler gegenüber allem irgendwie »Chemischen«. Neue Unterrichtsansätze wie »Chemie im Kontext«, das – angelehnt an das »Salters Advanced Chemistry Project« aus England – von den Universitäten Kiel (IPN), Dortmund, Saarbrücken und Oldenburg entwickelt wird, beinhalten lebensweltliche Themen, die für die Schüler von Interesse sind und anhand derer sich chemische Fachkenntnisse erarbeiten lassen. Green Chemistry ließe sich hervorragend in ein modern ausgelegtes Curriculum integrieren, bietet es doch vielfältige Anknüpfungspunkte an den

Alltag, orientiert sich eng an Kontexten, die für Schüler Relevanz aufweisen und liefert somit vielfältige Einsatzmöglichkeiten im schulischen Chemieunterricht.

Auch in der eigenen Praxis hat sich dieses Buch bewährt: So haben wir in der Chemiedidaktik der Universität Bielefeld im laufenden Semester sowohl eine Vorlesungseinheit zum Thema nachhaltige Chemie und nachwachsende Rohstoffe gegeben als auch Experimente aus diesem Buch im Praktikum für an-



Bader (Hrsg.),  
**Green Chemistry – Nachhaltigkeit in der Chemie**  
Verlag Wiley-VHC,  
Weinheim 2003,  
ISBN  
3-257-30875-6,  
146 Seiten,  
19,90 Euro.

gehende Chemielehrer durchgeführt. So wurden zum Beispiel die Herstellung von Biodiesel, die Gewinnung von Kunststofffolien aus Kartoffeln (Stärke) sowie die Erzeugung hoher Temperaturen mittels eines selbst gebauten Hochtemperatortiegels mit Aktivkohle im Mikrowellenofen demonstriert.

Das überzeugende Text-Bild-Layout und die zahlreichen interessanten grafischen Darstellungen sorgen für ein verständliches und angenehmes Lesen. Abschließend lässt sich sagen: »Green Chemistry« ist zukunftsorientiert und stellt einen neuen und wichtigen Forschungszweig der Chemie dar. Die spannenden Inhalte des Buchs richten sich nicht nur an Schüler und Lehrer, Studenten und Dozenten, sondern an alle chemisch interessierten Leser. ♦

Der Autor

**Dr. Björn Risch**, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Didaktik der Chemie I an der Universität Bielefeld. Sein Arbeitsschwerpunkt ist die Vermittlung naturwissenschaftlicher Inhalte im Kindesalter.

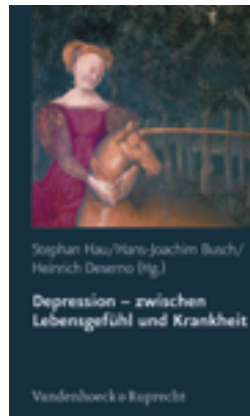
# Depression – eine moderne Zeitkrankheit?

Zu einer neuen Reihe des Sigmund-Freud-Instituts

Verdeckt hinter vielfältigen Körpersymptomen oder Schlafstörungen erkennen Ärzte Depressionen nur etwa bei der Hälfte der daran leidenden Menschen. Etwa sechs Prozent oder 3,1 Millionen



Marianne Leuzinger-Bohleber/Stephan Hau/Heinrich Deserno (Hrsg.)  
**Depression – Pluralismus in Praxis und Forschung**  
Verlag Vandenhoeck & Ruprecht,  
Göttingen 2005, ISBN 3-525-45164-4, 252 Seiten, 38,90 Euro.



Stephan Hau/Hans-Joachim Busch/Heinrich Deserno (Hrsg.)  
**Depression – zwischen Lebensgefühl und Krankheit**  
Verlag Vandenhoeck & Ruprecht,  
Göttingen 2005; ISBN 3-525-45163-6, 349 Seiten, 27,90 Euro.

Bundesbürger, darunter viele Jugendliche, sind betroffen. Damit zählt diese Erkrankung zu einer der häufigsten. Psychiater verordnen bei Depressionen Psychopharmaka. Psychoanalytiker suchen nach den seelischen Hintergründen, doch ihre Interpretationen wechseln mit der Entwicklung ihres Fachs: unbewusste Wendung der Aggression gegen sich selbst, Selbstbestrafung aus Schuldgefühl, Reaktion auf Verluste, Selbstwertzweifel, Folge nicht bewältigter seelischer Verletzungen im Kindesalter, Defizite in der Entwicklung der Persönlichkeit. Neuerdings werden soziale Zustände von Überforderung als Ursache diagnos-

tiziert, aus denen die Betroffenen keinen Ausweg sehen: Arbeitslosigkeit, Orientierungsverlust, Umwertung der Werte, ungesicherte Zukunft, Terrorbedrohung. Daher ist es äußerst verdienstvoll, dass sich Wissenschaftler des Frankfurter Sigmund-Freud-Instituts, 1960 von Alexander Mitscherlich mit tatkräftiger Unterstützung des Landes Hessen gegründet, des vernachlässigten Themas konstruktiv annehmen.

Band 1 gewährt Einblick in die aufwändige Arbeit in einzelnen Analysen, die in einer umfassenden Studie ausgewertet wurden: Bei 80 Prozent der über 400 Patienten besserte sich ihr Befinden deutlich in dem Maße, in dem ihre seelischen Nöte verstanden wurden. Die Psychoanalyse beansprucht nicht mehr das Deutungsmonopol; auch Medikamente und Verhaltenstherapie haben Erfolge, vor allem aber Methodenkombinationen. Unerlässliche sozialpsychologische Aspekte – die Psychoanalyse verstand sich schon immer als Gesellschaftskritik! – runden den informativen Band ab und schlagen die Brücke zu Band 2.

Hier gelangen neben Krankheitslehre, Behandlungsmethoden und empirischer Forschung aktuelle Befindlichkeiten der Menschen an der Schwelle zum 21. Jahrhundert ins Blickfeld: Macht Depression auf unerkannte Verluste aufmerksam? Was haben wir verloren? Sicherer Halt, verlässliche Orientierung, Zukunftsperspektiven? Gelangen wir an die Grenzen möglicher Erkenntnis? Ist der Traum vom Faustischen Streben ausgeträumt? Nicht alle Fragen werden beantwortet, einige aber doch: Depression kann kreativ machen (Stephan Hau), Frauen werden im Laufe ihrer Entwicklung zur weiblichen Identität in geschlechtsspezifischer Weise stärker gefordert als Männer (Ilka Quindeau). Melancholie war schon immer eine Lebensform. Rolf Haubl zeigt dies eindrucksvoll am Beispiel Walter Benjamins; sie bestimmt maßgeblich die Gegenwartsliteratur, wie Heinrich Deserno am Beispiel von Dieter Wellersdorfs Roman »Der Liebeswunsch« überzeugend interpretiert. Weitere Beispiele

aus der Literatur wären Fontanes »Effi Briest«, Gontscharovs »Obломov« oder Arthur Millers »Tod eines Handlungsreisenden«. Aber auch die bildende Kunst reflektiert die latente Depression der Menschheit, wie jüngst eine Ausstellung im Grand Palais Paris über »Melancholie – Génie et folie en Occident« bewies. Meist reagieren die Künstler in kreativer Weise auf schwer erträgliche Zustände einer kranken Gesellschaft. Alexander Mitscherlichs »Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft« lässt grüßen (Der Kranke in der modernen Gesellschaft, 1967) oder Margarete Mitscherlichs »Vom Ende der Vorbilder« (1978). Idole halten nicht das, was sie versprechen, und christliche Werte haben in einer säkularisierten Welt keine Chance mehr, obwohl die Menschen in der Not nach Katastrophen wieder den Trost in der Kirche suchen. Oder vermeiden die Menschen Depression durch Flucht in Hektik? Tomas Plänklers befasst sich mit der Manie als Abwehr von Depression. Er begrenzt sich aber ausnahmsweise auf den Einzelnen. Dabei wäre es naheliegender, Depression in der Gesellschaft als kollektive Reaktion auf nicht bewältigte Trauer zu deuten: Wir haben keine Zeit mehr zu trauern, früher emotional aufgeladene Beredungsriten sind durch betont sachliche Abläufe ersetzt. Insofern wäre Depression Ausdruck einer »Unfähigkeit zu trauern« wie die beiden Mitscherlichs, bezogen auf die deutsche Nachkriegsgesellschaft, 1967 kühn diagnostizierten. Trauern fällt schwer; nicht von ungefähr sprach Freud von »Trauerarbeit«.

Die Wissenschaftler des Sigmund-Freud-Instituts haben eine schwierige Umstrukturierung trotz existenzieller Bedrohung jedenfalls kreativ bewältigt. Mit ihren neuen Schriftenreihen liefern sie den lebendigen Beweis für die erfolgreiche Überwindung der eigenen depressiven Krise. Sie sind so produktiv wie nie zuvor. Die Anbindung des Instituts an die Universität war dabei sicher eine wichtige Voraussetzung. Auf weitere Publikationen darf man gespannt sein. ♦

Der Autor

**Prof. Dr. Peter Kutter** lehrte und forschte von 1974 bis 1994 als Professor für Psychoanalyse an der Universität Frankfurt; seit seiner Pensionierung 1994 lebt er in Stuttgart.

# Die subtilen Wege: Frauen und das Musikgeschehen in der frühen Neuzeit

Handbuch »Frauen – Musik – Kunst« eröffnet Einblick in unbekannte Quellen

Wer käme je auf die Idee, ein Lexikon ganz zu lesen? Nach der Lektüre des Handbuchs »Frauen – Musik – Kultur« können wissenschaftlich und einfach an Musikgeschichte Interessierte diese Frage ohne zu zögern beantworten: Es ist in jeder Hinsicht ein Gewinn. Bis zur Veröffentlichung dieser Habilitationsschrift war die frühe Neuzeit aus Frauenperspektive ein »dunkler Kontinent«.

Die Frankfurter Musikwissenschaftlerin Linda Maria Koldau hat sich auf Entdeckungsreise begeben, dabei aber nicht einfach nach weiblichen Komponistinnen aus jener Zeit gesucht – mit dieser Arbeit wäre sie schnell fertig gewesen; sie hat nicht die Endergebnisse wie Partituren untersucht, sondern das ganze kulturelle Umfeld einbezogen. Sie hat versteckte Quellen wie Tagebücher und Briefe, Klosterchroniken und Andachtsbücher, Stammbücher, Liedtexte, Botschafterberichte und Reisebeschreibungen ausgewertet und zu einem riesigen Puzzle zusammengetragen. Sie hat sich gleichsam als Maulwurf durch 37 Archive gewühlt, Erdhäufchen ans Tageslicht geschaufelt, unterirdische Gänge und Verknüpfungen freigelegt. Dabei hat sie Frauen entdeckt, die musizierten, sangen, Noten druckten, als Mäzeninnen wirkten, selber Musik schrieben – oft unter Männernamen.

Diese Quellenforschungen sind keine theoretischen Luftübungen, sondern im wahrsten Sinne »Drecksarbeit«: Es galt, alte vergilbte Papiere zu entziffern und aus dem Lateinischen, Italienischen, Niederländischen oder Niederdeutschen zu übersetzen.

Damit sich niemand in der Materialfülle verirrt, hat Koldau die Forschungsergebnisse in drei große Bereiche eingeteilt: Frauen und Musik an den Adelshöfen, Frauen und Musik im Bürgertum, Musik in Frauenklöstern und religiösen Frauengemeinschaften.

Einige Beispiele aus dem Handbuch sollen neugierig machen: Die adligen Frauen genossen die Musik

bei Hofe, Mädchen wurden auf Zupf- und Tasteninstrumenten sowie in Gesang unterrichtet und bauten ihre Fähigkeiten als Instrumentalistinnen aus, holten sich qualifizierte Musiker an den Adelsitz und sorgten so für ein reiches Konzertleben. Durch die Heiratspolitik der europäischen Adels- und Herrscherhäuser – allen voran die Habsburger, aber auch kleinere Fürstnhäuser – wirkten Frauen als musikalische Botschafterinnen und verbreiteten musikalische Impulse. So wanderte die italienische Oper über die Alpen nach Wien und in weiter nördliche Landstriche.

Die bürgerlichen Frauen hatten es weit schwerer, sich musikalisch zu betätigen; ihr Alltag, auch der musikalische, ist deutlich schlechter dokumentiert. Das Liedgut spielte bei der christlichen Erziehung eine große Rolle – dabei gab die Reformation einen wesentlichen Anstoß. Das Gesangbuch von Katharina Zell (1534) mag hier als Beispiel dienen, darin vermischte sich kirchliches mit weltlichem Liedgut wie Wiegenliedern, aber auch Liedern von Handwerkerinnen. Offensichtlich haben auch Druckerinnen, die ihre Männer in Druckwerkstätten unterstützten, erheblich dazu beigetragen, dass Liedtexte und Noten unter die Leute kamen. Professionelle Musikerinnen fanden sich unter den fahrenden Spielleuten sowie in Wirtschaftshäusern und Bordellen.

Intensiv schildert Koldau die Aktivitäten der Frauen in den Klöstern [siehe auch Linda M. Koldau, »Gesang als Lebenselixier: Die verborgene Musikkultur in den Frauenklöstern des Mittelalters und der Frühen Neuzeit«, Seite 53]. Über die liturgischen Gesänge hinaus wurde volkssprachliches Liedgut gepflegt. Ausgerechnet die verschärfte Klausurregelung im 17. Jahrhundert führte dazu, dass Frauen selbstbewusst ihre Freiräume nutzten und eine eigene musikalische Gestaltung ihrer Gottesdienste entwickelten. Musik wurde zu einer Form des Widerstands, die Nonnen sangen mit geistlichen Liedern gegen

die Reformation an.

Das Handbuch ist übersichtlich aufbereitet und so trotz der Materialfülle gut lesbar. Das Personenregister umfasst allein 50 Seiten. Zugleich bildet das Werk einen idealen Ausgangspunkt für weitere Forschungen, da immer wieder auf Anknüpfungspunkte verwiesen wird. Die neuen erschlossenen Quellen machen eigene Frauensprache sichtbar und hörbar. Koldau arbeitet trans-



Linda M. Koldau  
**Frauen – Musik – Kultur.**  
**Ein Handbuch zum deutschen Sprachgebiet der Frühen Neuzeit**  
Böhlau Verlag,  
Köln/Weimar/  
Wien, 2005,  
ISBN  
3-412-24505-4,  
1189 Seiten,  
89,90 Euro.

disziplinär, sie verbindet Musikwissenschaft mit Kultur und Geschichtswissenschaft.

Das Handbuch ist ein wichtiger Schlüssel für den Zugang zur frühen Neuzeit. Auch aus frauenpolitischer Perspektive ist das Werk sehr interessant: Frauen werden nicht als Opfer der Geschichte präsentiert, als Vergessene, stumm Gemachte; vielmehr holt die Frankfurter Musikwissenschaftlerin Frauen aus allen Gesellschaftsschichten hinter dem Schleier hervor und zeigt auf, wie sie in ihrer jeweiligen Zeit und an ihrem jeweiligen Ort Gestalterinnen musikalischen Lebens waren.

In seinem Gutachten zur Erlangung der Habilitation schreibt der Kieler Historiker Michael Salewski: »Nach der Lektüre dieser Arbeit wird die Musikgeschichte dieser Jahrhunderte wenn nicht völlig, so doch in wichtigen Teilen umgeschrieben werden müssen.« Dem ist nichts hinzuzufügen. ◆

Die Autorin

**Gerhild Frasch** ist als Diplom-Pädagogin und Supervisorin in der Aus- und Weiterbildung tätig. Die Hobby-musikerin ist im Vorstand des »Förderkreises des Cornelia Goethe Centrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse« und in der Jury für die Vergabe des Cornelia Goethe Preises.



# Von seltenen Vögeln

Ein engagiertes Plädoyer zum Schutz bedrohter Arten

Vögel haben die Menschen aller Zeiten fasziniert. Die Schönheit ihres Gesanges, die farbenprächtigen Gefieder, die Anmut und Eleganz der Bewegungen und – vielleicht mehr als alles andere – die Fähigkeit zu fliegen haben ihre Phantasie beschäftigt. In der nordischen Götterwelt beispielsweise trägt Odin zwei Raben als Zeichen der Weisheit bei sich. In Mozarts »Zauberflöte« wünscht sich Papageno ein Netz, mit dem er nicht nur Vögel, sondern auch Mädchen einfangen kann. Eine moderne Fluglinie schließlich versinnbildlicht den Traum vom Fliegen, von Fernweh und Freiheit mit dem Kranich. Es ist offensichtlich: Menschen begeistern sich auch deshalb für Vögel, weil sie sich als Projektionsflächen ihrer Wünsche eignen. Damit aber haben sie ein Motiv – und es ist sicher nicht das schlechteste –, um Vögel zu schützen und zu bedauern, wenn sie verschwinden.

In den letzten 400 Jahren sind

der Autorin selbst. Bei den ausgestorbenen Vogelarten werden Wandertauben, Karolinasittiche, Riesenalke und die farbenprächtigen Aras gewürdigt. Unter den gefährdeten sind es Waldralpe, Wachtelkönige, Nachtschwalben, Schleier- und Sperbereulen sowie Eisvögel. Ergänzt werden die Essays durch die Übersetzung eines einleitenden Kapitels aus der *Naturgeschichte der Vögel* des französischen Naturforschers Georges Buffon aus dem Jahr 1770. Man kann diesen sehr interessanten Text »Über die Natur der Vögel« auch ohne moderne Erläuterungen lesen, aber Hinweise auf das Leben und Werk von Buffon, der einer der bedeutendsten Biologen überhaupt war, wären sicher nützlich gewesen. Zu bezweifeln ist auch, dass die Mehrzahl der Leser weiß, dass es sich bei den »vierfüßigen Tieren«, von denen ständig die Rede ist, um nichts anderes handelt als um Säugetiere. Hier scheint die Autorin selbst verwirrt, denn sie schließt die Fledermäuse aus, obwohl Buffon sie im Text explizit als Vierfüßler nennt.

In »Von seltenen Vögeln« ist ein schönes Buch, und es enthält eine Fülle interessanter Informationen über die besprochenen Vogelarten – über ihre Ausrottung ebenso wie über verfehlte und gelungene Schutzmaßnahmen. Und doch hinterlässt es einen zwiespältigen Eindruck, seine demonstrative Naivität wirkt nicht echt, sondern gezwungen. Am deutlichsten wird dies im Nachwort der Autorin, in dem sie sich zu einer wütenden Polemik gegen die moderne Hirnforschung und Evolutionstheorie, hier besonders gegen die Soziobiologie, hinreißen lässt. Welche Vogelart, so fragt sich der verdutzte Leser, haben denn die Soziobiologen auf dem Gewissen? Einer der Begründer dieser Wissenschaft, der berühmte Ameisenforscher Edward O. Wilson, hat sich in den letzten Jahren sogar vehement für den Artenschutz eingesetzt. Und doch findet er als Repräsentant der modernen Biowissenschaften keine Gnade. Warum also diese Polemik gegen potenzielle Verbündete, zumal es doch an Gegnern nicht mangelt?

Der Grund ist, und hier wird das Buch problematisch, dass Biologen die realen Vogelarten schützen wollen, es Anita Albus aber in erster Linie um den »Kulturverlust« geht, wie es im Klappentext heißt. Damit sind die eingangs erwähnten Ideen, Wünsche, Mythologien gemeint. Diese sind nicht nur durch das Aussterben der Vögel gefährdet, sondern auch durch die Wissenschaft. Und zwar dann, wenn sich herausstellt, dass es sich um Phantasieprodukte und nicht um die Realität handelt. Besonders an einer Stelle verzeiht Anita Albus der Wissenschaft die Konfrontation mit der Realität nicht – bei der moralischen Vorbildfunktion der Vögel. Noch bei Konrad Lorenz galten die Graugänse als ausschließlich monogam. Bei Vögeln allgemein herrscht, wie Buffon schreibt, »in der Liebe mehr Zärtlichkeit, Anhänglichkeit und Sittlichkeit«, während die Säugetiere, zu denen bekanntermaßen auch die Menschen gehören, »kaum Beispiele ehelicher Keuschheit und noch weniger Beispiele väterlicher Fürsorge« zeigen. Die moderne Biologie hat dieses Bild relativiert, indem sie mit Hilfe von Gentests die erstaunlich hohe Zahl von Seiten-sprünge selbst bei sozial monogamen Vogelarten nachwies. Schlimmer noch, die Soziobiologie erklärt Paarbindung und Familiensinn als Anpassungen an die Notwendigkeiten der Brutpflege, die sich herausbilden, wenn ein Elternteil alleine keine realistische Chance hat, den Nachwuchs aufzuziehen. Es geht also um Fortpflanzungsstrategien, biologische Kosten-Nutzen-Rechnungen, und nicht um Moral.

Aus welchen Motiven auch immer ein Mensch sich für bedrohte Vogelarten einsetzt – weil er den Traum vom Fliegen liebt oder sich mehr Familiensinn wünscht – ist zunächst unerheblich. Problematisch für den Artenschutz wird es, wenn die Phantasien auf Kosten der realen Tiere in den Vordergrund treten, wenn die Aufdeckung einer Illusion als »Kulturverlust« beklagt und mit dem echten Naturverlust gleichgesetzt wird. ♦

Anita Albus,  
**Von seltenen Vögeln**  
Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 2005, ISBN 3-10-000620-8, gebunden, 297 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 48 Euro.



mindestens 150 Vogelarten ausgestorben. Insgesamt zehn bereits untergegangene und bedrohte Vogelarten werden von Anita Albus vorgestellt und beschrieben. In einzelnen Essays verbindet sie historische Berichte, wissenschaftliche Erläuterungen und poetische Nachdichtung der Lebensweise dieser Vögel. Illustriert werden sie durch allesamt sehr ästhetische Abbildungen aus historischen Werken zur Ornithologie, ergänzt durch Bilder

Der Autor  
**Privatdozent Dr. Thomas Junker** ist Evolutionsbiologe und Wissenschaftshistoriker. Er lehrt und forscht in Tübingen und Frankfurt zur Geschichte der Biologie und zur Evolutionstheorie.

# An der Schnittstelle von Literatur und Medizin

Ein Lexikon, das zum Schmökern verleitet

Wissen Sie, dass sich unser Wortschatz zum Geruch im Vergleich zum Alt- und Mittelhochdeutschen auf ein Viertel reduziert hat? Schuld daran ist die im 18. Jahrhundert einsetzende Desodorierung. Oder dass Landärzte in der Literatur vergleichsweise positiv bewertet wurden? Mehr darüber erfahren Sie im Lexikon »Literatur und Medizin«, das von der Literaturwissenschaftlerin Bettina von Jagow und dem Medizinhistoriker Florian Steger vorgelegt wurde. Das 500-seitige Lexikon zu den Schnittstellen von Medizin und Literatur, mit etwa 200 Artikeln von 80 Fachkollegen aus Literaturwissenschaft, Medizinethik und Medizingeschichte, bietet einen fundierten Überblick und eine Orientierung zu dem nicht leicht überschaubaren Feld von Medizin und Literatur. Es ist das erste deutschsprachige Lexikon mit diesem Schwerpunkt und schließt somit eine wichtige Lücke der Lexikografie.

Die Artikel haben weitgehend einen einheitlichen Umfang und Aufbau: Im ersten Teil eines Lemmas wird die medizinhistorische beziehungsweise kulturgeschichtliche Bedeutung eines Begriffs dargestellt, in einem zweiten Teil werden literarische Repräsentationen des jeweiligen Begriffs in der europäischen Literatur in verschiedenen Zeitepochen erörtert. Es werden alle Literaturgattungen berücksichtigt, auch der Film, beispielsweise »Das Meer in mir« unter dem Stichwort »Euthanasie«. Die Auswahl der Stichwörter geschah in einem mehrstufigen Prozess, geleitet von der Überlegung der gegenseitigen Bedeutsamkeit für Literatur und Medizin; die Rezensentin konnte keine nennenswerten Lücken entdecken.

Die Autoren sind um Aktualität bemüht: dies verdeutlicht bereits die Auswahl der Stichwörter wie Gentechnik, Geschlechterdifferenz, Medical Humanities, Reproduktionstechnologien, Terror, Virus und betrifft sowohl die zitierten literarischen Werke als auch den Stand der Forschung. Jeder Artikel wird jeweils durch fünf Literaturangaben

zur medizinhistorischen, -ethischen beziehungsweise literaturwissenschaftlichen Forschung ergänzt. Zudem enthält das Werk ein umfangreiches Personen- und Werkregister.

In seinem Geleitwort hebt der Medizinhistoriker Dietrich von Engelhardt drei wichtige Funktionen für die Beziehung zwischen Medizin und Literatur hervor: Erstens können medizinische beziehungsweise medizinhistorische Kenntnisse zum Verständnis eines literarischen Texts beitragen. Dies ist beispielsweise bei der Darstellung Somnambuler in der Literatur der Romantik der Fall, die man nur vor dem Hintergrund des zeitgenössischen Systems des Mesmerismus versteht (Stichwort »Mesmerismus«). Zweitens kommt der Literatur Bedeutung für die Medizin zu. Literarische Darstellungen gewähren Einblicke in die Subjektivität des Kranken, in sein Erleben der Krankheit, der Beziehung zum Arzt, der Therapie und der medizinischen Institutionen. Somit fordert Literatur zur Überprüfung therapeutischer Methoden und Ziele auf. Drittens fördert die Literatur allgemein das öffentliche Verständnis für den Kranken, die Krankheit, für den Arzt und die Therapie. Sie kann auf Risiken und Gefahren hinweisen, Krankheiten deuten, Normen und Institutionen in Frage stellen, aber auch zur Popularisierung bestimmter Wertorientierungen einer Epoche beitragen. So thematisierte die Literatur des 19. Jahrhunderts die Degenerationslehre und Theorien der Rassenhygiene eher auf affirmative Weise (Stichworte »Genetik«, »Eugenik«, »Hygiene«).

Nicht in allen Beiträgen wird das komplexe Wechselspiel von Medizin und Literatur so differenziert dargestellt wie unter dem Stichwort »Geschlechterdifferenz«. Auch hier übernahm der literarische Diskurs keineswegs generell die Funktion eines kritischen Korrektivs gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Geschlechtercodierungen. Verflechtungen und Eigenständigkeit der Diskurse in Literatur und Medizin finden sich in der Zuschreibung von

Krankheitsbildern. So wurde dem Mann, dem Genie und Gelehrten häufig »Melancholie« attestiert, während man den Frauen »Hysterie« zuordnete.



Bettina von Jagow und Florian Steger (Hrsg.)  
**Literatur und Medizin. Ein Lexikon**  
 Vandenhoeck & Ruprecht.  
 Göttingen 2005.  
 498 S. 59 Euro.

Die Beiträge sind im Allgemeinen gut verständlich geschrieben. Ein Satz wie der unter dem Stichwort »Leib und Seele« gefundene »Dagegen präferieren analytisch geprägte Ansätze der Neurophilosophie substanzmonistische, epiphänomenale oder eliminativistische Positionen«, ohne weitere Erläuterungen der Begriffe, kommt zum Glück selten vor.

Die Autoren verstehen ihr Projekt als interdisziplinäre Herausforderung und wollen damit einen Beitrag im Rahmen der humanwissenschaftlichen Grundlagenforschung leisten, durch den der aktuelle Dialog zwischen Geisteswissenschaften und empirischen Wissenschaften angeregt wird. Es ist ein gelungenes Buch, in dem man richtig schmökern kann und das zum Weiterlesen anregt. Das Lexikon ist nicht nur ein wichtiges Arbeitsmittel für Literaturwissenschaftler und Medizinhistoriker, es sollte auch an keiner höheren Schule fehlen und sei allen an Literatur, Medizin und Geschichte Interessierten wärmstens empfohlen. ♦

Die Autorin

**Dr. phil. Barbara Wolf-Braun** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Senckenbergischen Institut für Geschichte und Ethik der Medizin der Universität Frankfurt. Sie ist Mitglied des Klinischen Ethik-Komitees an der Universitätsklinik Frankfurt.